

Leicht modifiziertes Manuskript eines Vortrags auf der Arbeitstagung zu den Studiengängen, die für die Arbeit in Museen qualifizieren, veranstaltet vom Institut für Kunst im Kontext, Universität der Künste Berlin in Verbindung mit der Kulturprojekte Berlin GmbH und ICOM Europe am 16./17. November 2007 an der Universität der Künste in Berlin; erschienen in Standbein-Spielbein. Museumspädagogik aktuell, Nr.81. August 2008, S.34-40

Michael Parmentier

Agora

Die Zukunft des Museums

Als Sir Hans Sloane (1660-1753), der Freund Newtons und ehemalige Präsident der Royal Society, seine riesige Sammlung zur vergleichenden Natur- und Kulturgeschichte dem britischen Parlament zum Verkauf anbot, befand sich England in einer prekären Lage. Nach der Glorreichen Revolution von 1688 hatte das Parlament die Regierungsgeschäfte übernommen und 1713 den Kurfürst von Hannover, der kein englisch konnte, auf den englischen Thron gehievt. Den Anhängern des vertriebenen Königs Jakob aus dem Hause Stuart, konnte das nicht gefallen. Es kam zu zwei Rebellionen und sogar zu einem Bürgerkrieg, als die Jakobiten versuchten, die Stuarts wieder auf den Thron zu bringen. 1745 standen ihre von Frankreich finanzierten Armeen bereits 90 Meilen vor London. Alle glaubten, dass die Hauptstadt fallen und das parlamentarische Regierungssystem zusammenbrechen würde. Es hatte den Anschein, als würde ein von Frankreich unterstützter, katholischer Stuart-König auf den englischen Thron zurückkehren, um eine absolutistische Regierung nach dem Muster Kontinental-Europas wieder einzusetzen. Doch die Rebellion wurde niedergeschlagen und der Bürgerkrieg beendet¹.

Um nicht noch einmal in eine derartige Lage zu geraten, hat das Parlament daraufhin zwei denkwürdige Beschlüsse gefaßt. Beide sollten durch vernünftige Konfliktsteuerung gewalttätige Auseinandersetzungen in Zukunft vermeiden helfen. Der erste Beschluß führte zu einer Formalisierung der parlamentarischen Debattenkultur. Es gab nun zwei Hauptstreithähne: einen Führer der Regierung, den Leader of His Majesty's Government, und einen anderen, den man als „loyalen Oppositionsführer“ bezeichnete, den Leader of His Majesty's Loyal Opposition. Die Konflikte sollten fortan im Parlament ausgetragen werden. Das war der neue Gedanke: Statt Bürgerkrieg diskursiver Meinungsstreit. Der zweite Beschluß bestand in der Annahme von Sloanes Verkaufsangebot. Für 20 000 Pfund, die durch eine Lotterie beschafft wurden, ging die Sammlung Sloanes in öffentliches Eigentum über. Das Parlament wollte damit ein neuartiges Museum gründen. Es sollte Objekte und Bücher aus aller Welt enthalten und den Bürgern die Gelegenheit geben, sich ihre eigene Meinung zu bilden und sie auch zu vertreten. Das neue Museum war geplant als ein Forum der argumentativen

¹ Neil MacGregor: Das Museum als Aufklärungsreise, Museumskunde Band 70, 2/05, bes. S. 13-15.

Auseinandersetzung. Jeder Beitrag war erwünscht. Widerspruch und Dissens einkalkuliert. Alles war erlaubt: nur keine Gewalt, kein Aufstand und kein Krieg. Bei der Suche nach dem richtigen Namen für diese Institution legte das Parlament viel Wert darauf, den Zusatz „Royal“ zu vermeiden. Die Einrichtung sollte einfach nur „British Museum“ heißen, weil sie die Privatsammlung aller Bürger war und nicht etwa die Sammlung des Königs. Sie sollte allen gehören. Um dies zu untermauern wurde gleich noch ein Gesetz verabschiedet, in dem festgehalten stand, dass die Sammlung für alle Zeiten Bürgern aus allen Ländern der Erde kostenlos zugänglich sein sollte. Seitdem kann jeder – ausnahmslos jeder - das British Museum besuchen, ohne Eintritt zu bezahlen. Die Leitung des neuartigen öffentlichen Museums legte das Parlament in die Hände eines Board of Trustees, einer Art Treuhand, der Männer des Parlaments, der Kirche und der Wissenschaften angehörten. Sie waren in ihren Entscheidungen völlig frei, aber sie durften aus ihrer Position keinerlei Eigennutzen ziehen².

Dieses Konzept bedeutete eine Revolution. Es war das erste mal, dass sich ein Staat entschlossen hatte, seinen Bürgerinnen und Bürgern ein Museum zur Verfügung zu stellen, in dem sie gewaltfrei und unter direkter Bezugnahme auf historische und kulturelle Dokumente ihre eigenen Angelegenheiten verhandeln und sich dabei wechselseitig aufklären und bilden konnten. Seitdem ist diese Idee vom Museum als einem öffentlichen Forum bürgerlicher Selbstverständigung in der Welt. Doch ihre Verwirklichung lässt noch immer auf sich warten. In den nun bald 250 Jahren der Karriere des bürgerlichen Museums ist die grandiose Konzeption aus der Mitte der 18. Jahrhunderts Schritt für Schritt beschnitten und schließlich bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden.

Schon das Britische Museum selbst hat in seiner Praxis gleich zu Beginn die eigene Gründungsidee verraten und Zugangsbeschränkungen verhängt. Die Besucher mussten in Gruppen zu jeweils 15 Personen einem Führer folgen und durften nur maximal zwei Stunden im Museum bleiben³. Der Verwaltungsrat wie die Wissenschaftler des Museums spürten keine besondere Verantwortung für das Publikum. Sie fühlten sich von ihm eher gestört. So beklagte sich etwa der Botaniker und Linne-Schüler Daniel Solander, der von 1763 bis 1768 mit der Katalogisierung der Bestände beauftragt war, über Besuchergruppen, die dreimal am Tag lärmend durch die Räume gezogen und ihn an der Arbeit gehindert haben sollen⁴. Die Klage traf bei der Museumsleitung auf offene Ohren. Die Erfassung der Bestände und mit ihr die wissenschaftliche Arbeit insgesamt besaßen schon damals den Vorrang gegenüber dem öffentlichen

² Zur Geschichte des Britischen Museums vgl. außerdem: Edward MILLER, *That Noble Cabinet. A History of the British Museum*, Ohio 1974; Arthur MACGREGOR (Hrsg.), *Sir Hans Sloane. Collector, Scientist, Antiquary, Founding Father of the British Museum*, London 1994; CAYGILL, M.: (ed.): *The story of the British Museum*. British Museum Publications, London 1992;

³ Stefan SIEMER: *Geselligkeit und Methode. Naturgeschichtliches Sammeln im 18. Jahrhundert*, Mainz 2004, S.211/212

⁴ Stefan SIEMER a.a.O. S.212

Verständigungsinteresse. Die Experten wollten unter sich bleiben. Das zeigte sich auch in ihrer Weigerung an einem populären Publikumsführer mitzuwirken. Seine Abfassung versprach keine wissenschaftlichen Meriten und wurde deshalb an einen Fachfremden delegiert⁵. Bis heute ist diese Neigung der Wissenschaftler zur sozialen Exklusivität vorhanden. Sie war der Entwicklung des Museums zu einem öffentlichen Forum nie besonders förderlich. Ihre selektiven Effekte haben gerade in den Anfängen des britischen Museums die Besucherzahlen in Grenzen gehalten. Erst in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts kam es zu einem wirklich nennenswerten Anstieg des Besucherstroms. Am Ostermontag 1837, dem ersten arbeitsfreien Tag, an dem das Museum geöffnet hatte, sollen mehr als 23.000 Personen da gewesen sein⁶. Doch auch jetzt blieb das Museum eine Institution der liberalen Bildungseliten. Der größte Teil der Bevölkerung, das Proletariat, die Bauern und die „Seeleute mit ihren Mädchen“ wurden im Britischen Museum und auch anderswo durch die gewählten Themen, die praktizierten Präsentationsformen und die geforderten Verhaltensweisen de facto ausgesperrt. Die Besucherforschung zeigt, dass sich das für die bildungsfernen Schichten bis heute nicht wesentlich geändert hat. Das Museum ist ein Reservat des Bildungsbürgertums und dient als soziales Distinktionsmittel, nicht als öffentliches Forum.

Zu den offenen und latenten Zugangsbarrieren kamen auch noch ideologisch verengte Zwecksetzungen. Schon im 19. Jahrhundert wurde der ursprünglich universale Charakter des musealen Konzepts nationalistisch verkürzt. Der Diskurs sollte nicht mehr dem Fortschritt der Menschheit, sondern der Herausbildung eines Nationalbewusstseins dienen. An die Stelle unbegrenzter Aufklärung trat nationale Identitätspolitik. Gleichzeitig wurde die Geselligkeit des wechselseitigen Austauschs reduziert auf die Einsamkeit eines kontemplativen Bildungsereignisses, das den mehr oder weniger sprachlos aneinander vorbei gleitenden Individuen im Museum ermöglicht werden sollte. Von dieser Art Individualisierung führte der Weg direkt in die Entmündigung. Unter dem Titel „Volksbildung“ wurde dem Publikum schließlich die freie und selbstbestimmte Entscheidung über die Gegenstände seines Interesses aus der Hand genommen und sein Erkenntnis- und Verständigungswille in ein Qualifizierungsprogramm für wechselnde wirtschaftliche Anforderungen eingespannt. Die arbeitende Bevölkerung sollte im Museum durch Kenntniserweiterung und Geschmacksbildung für den internationalen Wettbewerb aufgerüstet und durch Affektkontrolle und die Einübung individualisierter und kontemplativer Verhaltensformen zivilisiert, d.h. politisch ruhig gestellt werden⁷.

Neuerdings wird selbst diese Pervertierung der Museumsidee noch unterboten.

⁵ Stefan SIEMER a.a.O. S.212

⁶ vgl. Siegfried MATTI: Film versus Museum, in: Hans-Christian Eberl/ Julia Friehs/Günther Kastner/Corinna Oesch/Herbert Posch/Karin Seifert (Hg.) Museum und Film Museum zum Quadrat 14. Wien 2003.

⁷ vgl. Tony BENNETT: The Birth of the Museum. History, Theory, Politics, London, New York 1995, S. 21

Durch die z.T. drastische Reduktion der staatlichen Finanzierung werden die Museen zur Prostitution auf dem Markt gezwungen. Sie behandeln die Besucher nicht mehr als freie Bürgerinnen und Bürger, die in ihrer eigenen Institution Angelegenheiten von öffentlichem Belang verhandeln, sondern als Kunden eines Dienstleistungsbetriebes. Und weil der Ankaufsetat sonst auf Null sinken würde, verscherbelt man auch gleich noch die ehrwürdige Institution zu Werbezwecken an sogenannte Sponsoren. Es gibt kaum noch einen Flyer oder Katalog, in denen der Besucher von den Logos der großen Konzerne, diesen Zeichen einer schleichenden Enteignung, verschont bliebe. Man fragt sich unwillkürlich angesichts dieser Entwicklung, wie lange es noch dauern wird bis der Mercedesstern auf der Kuppel des Parlamentes montiert ist? Doch wie dem auch sei, von der ursprünglichen Idee, die bei der Gründung des Britischen Museums aufblitzte, ist jedenfalls nicht mehr viel übrig geblieben. Wenn sie überhaupt noch irgendwo auftaucht, dann als rhetorisches Versatzstück in beschönigenden Festansprachen.

Trotz all dieser Verkürzungen, Verdrehungen und Vereinseitigungen, die die ursprüngliche Museumsidee auf dem Wege zu ihrer Verwirklichung bislang erfahren musste, konnte sich das Museum als eine Zentralinstitution der Moderne behaupten. Selbst in den Phasen der tiefsten Erniedrigung war die Existenz dieser Einrichtung nie ernsthaft bedroht. Erst in jüngster Zeit ist diese Bedrohung zu einer realen Gefahr geworden. Ich sehe vor allem zwei historische Entwicklungen, die das Existenzrecht des Museums heute in Frage stellen könnten: die Entwicklung der visuellen Medien von der Fotografie über den Hochglanzdruck, den Film und das Fernsehen bis zum Internet einerseits und die innere Entwicklung der musealen Bezugswissenschaften andererseits

Mit den visuellen Medien, die in seiner Frühzeit noch gar nicht vorhanden waren, sind dem Museum mächtige Konkurrenten erwachsen, die mit der Digitalisierung und der weltumspannenden Vernetzung inzwischen in der Lage sind, fast alle Informations-, Kommunikations- und Gedächtnisfunktionen, die bisher das Museum wahrgenommen hat, an sich zu ziehen und genauso gut oder vielleicht sogar besser zu erfüllen. Vor allem das Internet als anschaulicher Wissensspeicher von bis dahin unerreichten Dimensionen scheint mit seiner Interaktivität und seinen schnellen und flexiblen Verknüpfungsmöglichkeiten, der Unabhängigkeit von Öffnungszeiten und Eintrittspreisen geeignet, das Museum überflüssig zu machen. Bei den Jüngeren hat es dem Museum wohl schon längst die Schau gestohlen. Eigentlich ist es nur noch das originale Objekt, das dem Museum als Alleinstellungsmerkmal verbleibt. Aber braucht man dafür wirklich den ganzen kostenintensiven musealen Inszenierungsaufwand? Warum soll ein interessierter Laie die Mühe der Anreise auf sich nehmen und sich die Beine in den Bauch stecken, nur um durch Wandtexte und Audioguides über dies und jenes informiert zu werden. Das kann er zuhause im Sessel mit einem Buch, einer DVD, dem Fernseher oder dem Internet wirklich bequemer haben. Wenn er es dann noch genauer wissen will,

kann er ja immer noch das Originaldokument in einem gut geordneten Archiv in Augenschein nehmen. Ein Museum ist dafür nicht mehr notwendig.

Neben dem neuen umfassenden, ubiquitär zugänglichen und immer aktuellen kulturellen Gedächtnis des Internet sind es Eigentümlichkeiten der wissenschaftlichen Erkenntnisprozesse, die das Museum von innen unter Druck setzen und seine Existenzberechtigung fraglich erscheinen lassen. Die Spezialisierung in den Bezugswissenschaften und in ihrer Folge der schiere Umfang der produzierten Erkenntnisse, ihre zunehmende Abstraktheit, die Beschleunigung der Innovationsrate und komplementär dazu die Verkürzung der Verfallszeiten des wissenschaftlich hervorgebrachten Wissens haben ein Niveau erreicht, das es den Museen praktisch unmöglich macht mit ihren Inszenierungen hinterherzukommen und auf dem Stand der wissenschaftlichen Diskussion zu bleiben. Die aktuelle Wissenschaft ist museal einfach nicht mehr repräsentierbar. Sie ist in Zonen vorgestoßen, für deren Darstellung weder die Reaktionsgeschwindigkeit des Museums noch das Raffinement seiner Inszenierungsmittel ausreichen. Schon vor zehn Jahren konstatierte der Ethnologe Claude Levi-Strauss: „Keine völkerkundliche Sammlung kann heute mehr glaubhaft den Anspruch erheben, über ihre Objekte ein wahres Bild von der jeweiligen Kultur zu vermitteln“⁸ Und was für die Völkerkundlichen Sammlungen gilt, gilt entsprechend auch für alle übrigen kultur- und naturgeschichtlichen Sammlungen. Sie können kein nach wissenschaftlichen Kriterien wahres und aktuelles Bild ihres jeweiligen Gegenstandes mehr vermitteln. Selbst die Kunstmuseen, für die wegen der ästhetischen Dimension ihrer Objekte insgesamt andere Bedingungen gelten, bleiben oft hinter dem Erkenntnisstand ihrer Disziplin zurück. Für wissenschaftliche Experten dürfte das Museum dann auch nur noch aus wissenschaftshistorischen oder auch aus ästhetischen Gründen interessant sein. Hier finden Sie die Quellen ihrer Recherchen und den Anlaß ihrer ästhetischen Empfindungen. Über den aktuellen Forschungsstand ihrer jeweiligen Disziplinen aber erfahren sie kaum etwas. Deshalb trifft man Wissenschaftler, die sich über die Fortschritte in ihrem Fach informieren, auch nicht so oft in den Museen. Worauf man trifft, das sind Familien mit ihren Kindern und Schulklassen. Für sie ist das Museum eine Art wissenschaftliches Propädeutikum geworden: es führt ein und weckt – wenn alles gut geht - Interesse. Aber auch das reicht wohl nicht aus, um den Aufwand eines Museums zu rechtfertigen. Die Wissenschaftspropädeutik darf man getrost den Science Centern und den Schulen überlassen. Im Übrigen reicht es auch hier, die dinglichen Quellen ordentlich zu archivieren und Interessierten zugänglich zu machen

Kurz und gut: die Entwicklung der visuellen Medien und die interne Entwicklung der Wissenschaften haben das Museum in eine fundamentale

⁸ zit.n. Stefan Simon: Museum am Quai Branly. Chiracs metallischer Dinosaurier, SPIEGEL ONLINE - 20. Juni 2006

Legitimationskrise gestürzt, von deren Ausgang nicht mehr und nicht weniger abhängt als seine zukünftige Existenz.

Zur Zeit reagiert das Museum auf diese Legitimationskrise mit zwei wie mir scheint einander ausschließenden Alternativen. Beide führen in eine Sackgasse. Die eine davon ist schon oft, wenn auch folgenlos, in den Feuilletons beschrieben und kritisiert worden: Ich nenne sie die Eventisierung des Museums. Bei diesem Versuch einer Neuorientierung bemüht sich das Museum um Anschluß an die Freizeitindustrie. Es verwandelt sich in eine Institution des gehobenen Zeitvertreibs und öffentlichen Spektakels. Nach außen wird dieser Traditionsbruch gern verbrämt mit dem scheinheiligen Argument, der Museumsbesuch müsse auch Spaß machen. Doch was wirklich zählt sind nur die Bilanzen. Nichts geschieht ohne den Blick auf die Einschaltquoten. Um sie zu steigern ist kein Mittel zu schade. Selbst die einst geschmähten Avantgarden werden noch zu BlockbusterAusstellungen missbraucht. Ein besonders geschätztes Instrument der Selbstbehauptung in der Konkurrenz mit den anderen Medien der Entpolitisierung und kulturellen Massenanimation ist die sogenannte corporate identity. Die Museen sollen eine Marke werden, wie Swatch oder Chanel. Dafür geben die Verantwortlichen das Geld aus, das ihnen für den Aufbau und die Pflege der Sammlung fehlt. Es spricht nicht viel dafür, dass auf diese Weise die gesellschaftliche Relevanz des Museums zurückgewonnen werden kann.

Der zweite Fall einer Neuorientierung ist weniger offensichtlich. Er hat sich eher naturwüchsig durchgesetzt und wird deshalb von den Feuilletons und von der Fachöffentlichkeit auch kaum registriert, geschweige denn angemessen gewürdigt. Ich nenne diese latente Neuorientierung die Skolarisierung des Museums. Bei diesem Versuch kommt es zu einem mehr oder weniger gewollten Anschluß des Museums an die Schule. Wie fortgeschritten die Annäherung der beiden Einrichtungen inzwischen ist, zeigen eindrucksvolle Statistiken. Danach werden in den großen Museen schon bis zu 40% der Besucher von Schulklassen gestellt. Unterhalb der öffentlichen, aber auch unterhalb der fachinternen museologischen und erziehungswissenschaftlichen Aufmerksamkeitsschwelle hat sich längst eine stabile Zusammenarbeit zwischen der Schule und dem Museum etabliert. Das Museum verwandelt sich dabei tendenziell zu einem ausgelagerten Anschauungsraum für schulisches Lernen. Die Hoffnung des Museums als Annex der Schule, als eine Art Lehrsammlung überleben zu können, ist vielleicht nicht ganz aussichtslos. Um diese Perspektive auszubauen, würde es reichen, zunächst die Ausbildung der Museumspädagogen in die Lehrerbildung zu integrieren und die Sonderqualifikation eines Museumslehrers einzuführen. Aber diese Neuorientierung als schulisches Lernkabinett bedeutet natürlich nicht mehr und nicht weniger als das Ende einer eigenständigen Museumstradition. Die spezifischen Potentiale eines öffentlichen Museums werden im Fall seiner Skolarisierung genauso preisgegeben wie im Falle seiner Eventisierung.

Angesichts dieser vielleicht nahe liegenden aber falschen Alternativen plädiere ich entschieden dafür, die alte Idee aus dem 18. Jahrhundert, die Gründungsidee des Britischen Museums, wieder aufzugreifen und endlich zu verwirklichen. Die Zukunft des Museums liegt nicht in der Aufspaltung von belehren und erfreuen, nicht in der Skolarisierung und nicht im Entertainment, sondern in der Wiederherstellung seiner ursprünglich intendierten Funktion als außerparlamentarische Arena der öffentlichen Selbstverständigung. Das Museum muß, in einer Formulierung von Josef Beuys, endlich der Ort der ständigen Konferenz werden, an dem die Bürgerinnen und Bürger im Angesicht der dinglichen Überbleibsel ihrer kulturellen Tradition im gewaltfreien Austausch der Argumente sich darüber aufklären, woher sie kommen, wer sie sind und wohin sie wollen. An die Stelle der einseitigen Instruktion und an die Stelle der bloßen Unterhaltung tritt dann die freie Diskussion über alle Gegenstände von öffentlichem Interesse, also über alle Gegenstände, die das Gemeinwesen betreffen.

Das funktioniert natürlich nur, wenn die Besucher aufhören, sich als Kunden eines Amüsierbetriebes und als Objekte der Belehrung weiter demütigen zu lassen. Sie müssen vielmehr im Vertrauen auf das eigene Beobachtungsvermögen und die eigene Urteilskraft die überlieferten Dokumente selbständig deuten und auslegen und im Streit der Interpretationen einander Rede und Antwort stehen. Museale Bildung wird so zum Ergebnis einer geselligen Wechselwirkung zwischen Individuen, die kritisch und distanziert ihre gesellschaftliche Lage vor dem Horizont der Vergangenheit einer rationalen Erörterung unterziehen.

Diese Rolle des Museums als republikanisches Forum, als moderne Agora, scheint mir nicht nur die einzig überzeugende Option für die Zukunft dieser Einrichtung, sie ist auch aktueller und ihre Verwirklichung dringender als je zuvor. Angesichts einer Regierung, die, vom Parlament kaum noch kontrolliert, sich ihre Gesetze von den Denkfabriken und den Lobbygruppen der wirtschaftlichen Interessenverbänden diktieren lässt und öffentliches Eigentum, wie die Bundesbahn, gegen den Willen der Bevölkerung für wenige Silberlinge privatisieren will, und angesichts der Konzentrationen im Zeitungs- und Verlagswesen, die wenigen Medienkonzernen erlauben, die öffentliche Aufmerksamkeit und Erregung nach Belieben zu steuern, kurz: angesichts der schleichenden Entdemokratisierung unserer Gesellschaft und des ungehinderten Niedergangs der öffentlichen Diskussionskultur, scheint das Museum der berufene Ort der Gegensteuerung, das letzte Refugium einer demokratischen, geschichts- und zukunftsbewußten, rasonierenden Öffentlichkeit.

Damit es diese neue Rolle, die ja nichts anderes ist als seine Gründungsidee, erfüllen kann, muß sich das gegenwärtige Museum in mehreren Dimensionen ändern. Vier davon will ich zum Schluss in Thesenform noch beschreiben: die Veränderung der Ausstellungspraxis, die Veränderung im Depot, die

Veränderung der Aufgabenstruktur und der Rollenerwartungen des Personals und die Veränderungen im Verhältnis zum Publikum.

1. Das Museum muß sich von der Vorstellung lösen ein Antiquariat zu sein. In dem neuen Museum wird es deshalb keine Dauerexposition mehr geben. An ihre Stelle tritt das, was die Leute vom „Museum der Dinge“ einmal in einer glücklichen Formulierung „unbeständige Beständeausstellung“ genannt haben. Das ist die angemessene Antwort auf die gesellschaftliche Dynamik. Das Museum kann nur aktuell bleiben, wenn es seine Präsentationen ständig erneuert. Entscheidend ist dabei die Reaktionsgeschwindigkeit. Sie wird jetzt zu einem Qualitätskriterium. Ein technisches Museum etwa sollte in Zukunft in der Lage sein, die Pläne der Koalition zur Bahnprivatisierung zeitgleich mit einer Ausstellung zu kommentieren. Die Verfahrensweise dieser Ausstellungspraxis kann nur experimentell sein. Für sie gibt es keine Selbstverständlichkeiten mehr, keine angestammten Koalitionen und Partnerschaften zwischen den Dingen. Sie werden aus ihren bisherigen Kontexten gelöst, von dem Diktat der Chronologie befreit und thematisch so arrangiert, dass sie ihre bisher verborgenen Bedeutungen freigeben. Die neue Ausstellungspraxis macht aus der musealen Präsentation eine wohl kalkulierte Versuchsanordnung. Die Ausstellung soll keine Botschaften mehr verkünden, sondern Fragen provozieren, auf die vorher noch keiner gekommen ist.

2. Der Abschaffung der ständigen Ausstellung korrespondiert die Abschaffung des für Laien unzugänglichen Depots. An seine Stelle tritt eine Studiensammlung, in der die Objekte ohne besonderen Inszenierungsaufwand gut erkennbar chronologisch oder taxonomisch, jedenfalls nach wissenschaftssystematischen Kriterien, und konservatorisch sicher aufgereiht sind und vom Publikum bei Bedarf leicht gefunden und besichtigt werden können. Unzugänglich sind nur noch die in engerem Sinne wissenschaftlichen, technischen und bürokratischen Abteilungen, die Büros der Wissenschaftler, die Restaurationswerkstätten und die Verwaltungsräume.

3. Auch die musealen Aufgaben und Rollenerwartungen müssen neu verteilt und neu definiert werden. Von einem Kurator wird sicher auch in Zukunft eine solide wissenschaftliche Qualifikation verlangt werden müssen. Er kann seine Aufgabe nur erfüllen, wenn er auf der Höhe seiner Fachdisziplin bleibt. Aber darüber hinaus braucht er - statt Managementkompetenzen, die jeder Verwaltungsleiter in einem Wochenkurs erwerben kann - vor allem eine Witterung fürs Aktuelle. In einem Museum, das als Forum der Diskussion auf die wechselnden Ereignisse der Zeit schnell reagieren will, sollte der Kurator den nötigen Spürsinn besitzen, für das, was in Zukunft relevant ist. Er muss sich zu einem Zeitpunkt über bedrohliche Entwicklungen schon aufregen können, an dem die meisten anderen die Welt noch für in Ordnung halten. Das erfordert keine betriebswirtschaftlichen, sondern avantgardistische, also künstlerische Kompetenzen: eine argwöhnische Sensibilität für die Verletzungen der normativen Infrastruktur des Gemeinwesens, die ängstliche Antizipation von

Gefahren, die der mentalen Ausstattung der gemeinsamen politischen Lebensform drohen, der Sinn für das, was fehlt und anders sein könnte, Fantasie für den Entwurf von Alternativen und ein Mut zur Polarisierung, zur anstößigen Äußerung.⁹ Der Kurator darf den Skandal nicht fürchten.

Die Aufgaben der Museumspädagogen sind natürlich andere. Aber auch sie sind in dem neuen Museum nicht mehr die alten. Selbst die Museumspädagogen, die sich bislang noch nicht zu bloßen Animatoren im Eventzirkus oder zu Multiplikatoren der Expertenmeinung haben zurückstufen lassen, und weiterhin das junge Publikum mit didaktischer Phantasie und pädagogischem Engagement an die überlieferten Gegenstände unserer Kultur heranführen, werden ihr Selbstverständnis – nicht unbedingt ihre oft einfallsreiche Praxis - korrigieren müssen. Aus der verständnisvollen Lehrerin und dem verständnisvollen Lehrer werden nun Moderatoren eines Gesprächs an dem alle Bürgerinnen und Bürger, auch die kleinen, der Möglichkeit nach gleichberechtigt teilnehmen und in der Interpretation der Vergangenheit ihrer gemeinsame Zukunft diskutieren¹⁰.

4. Last not least hat die Agora-Konzeption des Museums Konsequenzen für den Umgang mit dem Publikum. Sie verlangt zum einen eine maximale Demokratisierung des Zugangs und zum anderen eine zumindest partielle Partizipation der Bevölkerung an der Sammlungspolitik, der Wahl der Themen und der Gestaltung der Ausstellung. Bei der Forderung nach Demokratisierung denke ich zunächst ganz pragmatisch an die Verlängerung der Öffnungszeiten bis durchgängig 24.00 Uhr und zumindest in den großen staatlichen Museen an freien Eintritt. Was im Britischen Museum gilt, sollte auch hier gelten. Wenn der Staat die Kosten für seine Museen nicht mehr aufbringen kann, dann muß man sich fragen, wofür man ihn überhaupt noch braucht. Vielleicht um die Freiheit am Hindukusch zu verteidigen? Doch im Ernst: Mäzene, die sich selbstlos für das Gemeinwesen engagieren, sind hochwillkommen und werden auch auf angemessenen Weise geehrt, aber sie dürfen weder auf die Gestaltung Einfluß nehmen noch das Museum als Werbefläche missbrauchen. Die Würde und Unabhängigkeit des Museum muß in jedem Fall gewahrt bleiben.

Die Forderung nach Partizipation ist schwieriger zu verwirklichen. Aber neben dem Instrument der formativen Evaluation, die in der empirischen Besucherbefragung schon erfolgreich eingesetzt wird, muß es auch noch andere Formen geben, die Bevölkerung am Sammlungs- und an der Gestaltung von Ausstellungen zu beteiligen, durch die Integration alltäglicher Gebrauchs- und Erinnerungsgegenständen aus der jeweiligen Nachbarschaft, durch interaktive Komponenten, durch eine Rotation der Kuratorentätigkeit oder durch direkte Eingriffsmöglichkeiten in die vorgelegten Konstruktionen. Vieles ist da

⁹ vgl hierzu Jürgen HABERMAS: Ein avantgardistischer Spürsinn für Relevanzen. Was den Intellektuellen auszeichnet: Dankesrede von Jürgen Habermas bei der Entgegennahme des Bruno-Kreisky-Preises, in: Der Standard, Print-Ausgabe, 11./12.3.2006.

¹⁰ eine ausführliche Rechtfertigung dieser Forderung findet man bei Gottfried Fliedl: Museumspädagogik als Interaktion, in: Fast, Kirsten (Hg.): Handbuch museumspädagogischer Ansätze, Opladen 1995, S.46-70

noch denkbar und notwendig. Die interessantesten Beispiele für mögliche Formen der Partizipation kommen nicht von ungefähr aus der museumspädagogischen Praxis¹¹.

¹¹ Vgl dazu etwa die Projektbeschreibung von Michael ASHER: Student Reinstallation of a permanent Collection Gallery im Los Angeles County Museum of Art; oder von Deborah F.SCHWARTZ: Art Inside Out at the Children's Museum of Manhattan. Beide sind abgedruckt in dem Sammelband: Magic Moments. Collaboration between artists and young people, edited by Anna HARDING, London 2005